

Ein Paradies kann auch langweilig werden. Selbst unter Berücksichtigung der atemberaubenden Nah- und Fernblicke, die der Santiburi Samui Country Club bietet.

Zu dieser Einsicht kam Doktor Lennert Meischt, der eigentlich Doktor Lauzys hieß, so etwa nach sechs Wochen im Paradies, das er auf der Flucht vor einem sehr ernst zu nehmenden Verfolger sehr schnell und sehr heimlich aufgesucht hatte, einschließlich Identitätswechsel.

Sein Geschäftspartner Walter Lerchenberg, der auch Grund genug gehabt hätte zu fliehen, hatte es nicht bis auf diese paradiesische Insel geschafft. Er, Meischt, hatte hin und her überlegt, ob er zu Reinhard Bröker, seinem anderen Geschäftsfreund in Namibia, Kontakt aufnehmen sollte. Aber was er von Lerchenberg gehört hatte, ließ ihn noch einmal vorsichtiger werden.

Er war davon überzeugt, dass eine Kontaktaufnahme zu gefährlich war, denn die Zielpersonen ihrer Geschäfte würden alles daransetzen, sie, wie sie es sahen, einem gerechten Ende zuzuführen. Koste es, was es wolle. Und er konnte sich gut vorstellen, dass sie über allerhand Mittel verfügten, ihnen dieses Ende zu bereiten.

Sicher, der Gedanke, was wohl genau mit Lerchenberg passiert sein konnte, beschäftigte ihn. Er hatte ihn gewarnt! Aber all diese Überlegungen konnten seine Tage nicht wirklich ausfüllen, machten am Ende gar depressiv.

Also begann er, das ihm letztlich im Detail unbekanntes Schicksal Lerchenbergs ebenso zu verdrängen wie die Gedanken an Bröker.

Was aber sollte er tun im Paradies?

Lesen. Er las gern und anspruchsvoll. Es stellte sich als schwierig heraus, an guten Lesestoff zu kommen. Hin und wieder vergaßen deutsche oder englische Gäste ihre Urlaubslektüre, das war jedoch meist nicht die Art von Literatur, die ihn interessierte.

Also blieb Golf, sein Lieblingssport. Sicher, Golf bescherte ihm fast täglich neue Bekannte, denn die Golf spielenden Gruppen, die Flights, wie diese in der Golfersprache heißen, bestanden immer aus neuen Leuten, aus Urlaubsgästen, die Thailand, genauer die wunderschöne Insel Ko Samui, die sich Lauzys als Fluchtpunkt ausgesucht hatte, für zwei, höchstens drei Wochen gebucht hatten. So ergaben sich Gespräche während der Golfrunde und beim Kaffee, Tee oder Cocktail danach. Diese Begegnungen waren freundlich, aber naturgemäß flüchtig und oberflächlich.

An diesem Morgen - er fuhr gegen 11 Uhr zum Golfplatz - gab es Abwechslung, und zwar eine höchst willkommene! Ein gütiges Schicksal hatte seinem Flight ein weibliches Wesen zugewiesen, eine Holländerin.

Und was für eine!

Es passierte, als sie den Ball am ersten Abschlag in Schlagposition brachte, ihn auf den kleinen nagelartigen Stift aus Plastik mit dem verbreiterten Köpfchen, das Tee, wie die Golfer sagen, legte, die Schlagrichtung anvisierte und den Probeschwung ausführte.

Ihre geschmeidige, vollkommen harmonische Bewegung, diese anmutige Drehung ihres ganzen Körpers, das leichte ins Hohlkreuz Fallen, in der Vollendung des Durchschwungs und das Vorstrecken ihres Beckens trafen ihn wie ein Faustschlag in der Magengrube.

Erst jetzt merkte er die ganze Einsamkeit der letzten Wochen, spürte tief in seinem Innersten Sehnsucht nach Weiblichkeit.

Ganz tief in seinem Innersten.

Zwar machte sein Verstand Anstalten, das alles ins Lächerliche zu ziehen: Da teet eine mir vollkommen unbekannte Frau einen Golfball auf und schlägt ihn ab! Mehr nicht! Aber der Schlag in seine Magengegend tat seine Wirkung. Heftig und nachhaltig.

»Super!«, sagte er zu ihr, nachdem sie den Abschlag ausgeführt hatte. Seiner Stimme merkte man an, dass ihr die Unbefangenheit abhandengekommen war, die normalerweise für das Lob eines guten Abschlags angebracht gewesen wäre.

Und wie sie ihn trotz aller Fremdheit ohne Scheu und vollkommen offen mit ihren wasserblauen Augen anstrahlte!

Er wunderte sich über sich selbst, dass er womöglich nicht ganz Herr über seinen Kopf und seine Gefühle war. Wenn sie auf dem Fairway stand, auf der wunderbar weichen kurz gemähten Spielbahn und sich auf ihren nächsten Schlag konzentrierte, beobachtete er sie sehr genau.

Sie bewegte sich unglaublich jung, etwas Leuchtendes lag auf ihrem blonden Haar, ihre Augen waren so lebendig. Und wie braun ihre Haut war!

Sie brachte ihn aus der Fassung und er versuchte, sich mit aller Macht dagegen zu wehren, vor allem sollte sie es nicht merken! Er gab sich alle Mühe, seine Gefühle zu verbergen und sein bestes Golf zu spielen.

Das gelang ihm. Meistens.

Nach vier Stunden hatten sie ihre Runde beendet und

waren erschöpft. Einmal, weil das Gelände sehr viele Steigungen und ebenso viel Gefälle aufwies, besonders aber, weil es Kraft kostete, wenn man sich vier Stunden hoch konzentrieren musste, um einen kleinen weißen Ball mit vielen Dellen möglichst präzise auf ein angepeiltes Ziel zu schlagen.

Sie standen auf dem Grün von Loch 18, umarmten sich, und er gab ihr einen leichten Kuss auf die Wange.

»Darauf habe ich mich seit vier Stunden gefreut!«
Er lachte.

»Ach, hättest du das doch früher gesagt, dann hättest du mich schon nach neun Löchern küssen können!«

Sie ging auf ihn zu und gab ihm einen flüchtigen Kuss auf den Mund. Einer neuerlichen Umarmung entwand sie sich aber geschickt.

»Erst duschen!«, rief sie im Weggehen. »Wir sehen uns auf der Terrasse!«

Zunächst gaben sie beide ihre Golfbags im Club ab. Danach gingen sie duschen.

Als sie sich entkleidet hatte, stand sie eine ganze Weile vor einem großen Spiegel und betrachtete sich von oben bis unten, ohne genau zu wissen, warum.

Ihre Brüste waren ziemlich klein, ein wenig birnenförmig, aber noch fest. Auf ihrem dezenten Bauchansatz lag ein frischer Schimmer von vielen zarten weißblonden Härchen, die wie Goldhärchen aussahen, wenn das Licht in einem bestimmten Winkel auf ihren Bauch fiel. Ihre Schenkel waren schön weiblich gerundet, eine kleine Spur schlaffer als früher vielleicht.

Sie drehte sich seitlich und betrachtete ihren Rücken. Der Übergang von der Rückenfalte in den Po ist noch

immer das Schönste an mir und mein Hintern kann sich durchaus sehen lassen!

Dann duschte sie lange und sang dabei.

Nachdem sie sich abgetrocknet hatte, zog sie ein graues T-Shirt an, einen kurzen hellen Rock, dessen Saum gefaltet war und der mit einem schmalen weißen Gürtel gehalten wurde. Ihre blonden Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Eine große weiße Tasche aus weichem Leder nahm ihre Golfsachen auf. Leise, aber fröhlich singend verließ sie die Umkleide. Was sie sang war: Oh, happy day!

Meischt saß schon auf der Terrasse des Clubhauses und genoss die wunderbare Aussicht über das Grün und das Fairway der Bahn 18, das von einigen schnee-weißen Bunkern, den Sandhindernissen, unterbrochen war. Sein Blick ging über die tropischen Wälder bis auf das tiefblaue Meer des Golfs von Bangkok. Das Licht der Sonne wurde jetzt, am späten Nachmittag, von Dunst gefiltert. Die Konturen der Landschaft wurden weicher, ein warmes Blau legte sich auf sie.

Als sie lächelnd mit entschlossenen Schritten auf seinen Tisch zukam, wippte ihr Pferdeschwanz lustig und nahm Meischts Blick völlig gefangen. An seinem Tisch angekommen, stand er höflich kurz auf.

»Ich habe uns einen Mai Tai bestellt, der ist hier 'ne Wucht!«

Sie sah ihn fragend an.

»Ein Cocktail, dessen Qualität von dem braunen Rum lebt, der als Basis genommen wird. Und hier haben sie einen hervorragenden. Auch im Cocktail mit Orangenlikör und Mandelaromen schmeckst du Zuckerrohr, Vanille und Zimt. Die Aromen brauchen aber ein wenig Zeit,

um sich zu entfalten. Du solltest also jeden Schluck ein wenig länger im Mund behalten. Ende der Belehrung! Na dann, Prost!«

Die beiden waren in bester Stimmung, besonders nach dem zweiten Cocktail. Manchmal lachten sie ein wenig zu laut und zu lange.

Das Licht hatte sich nach graublau verändert, das kündigte die Dämmerung an. Die Blaue Stunde, hier in den Tropen dauert sie nur Minuten, dann bricht die Nacht herein. Ganz plötzlich und tiefschwarz.

Sie sah ihn eine ganze Weile an, hörte nicht, was er sprach, betrachtete ihn nur.

Ganz leise sagte sie unvermittelt: »Komm!«

Er sah sie einen Moment etwas irritiert an, stand auf – sie war schon einige Schritte Richtung Ausgang gegangen –, zahlte und folgte ihr. Vor der Terrasse des Clubhauses fassten sie sich bei den Händen, Anike und Lennert.

Sie wollten es bei den Vornamen belassen. Kein Status, keine Nachnamen. Wollten sich und ihr Beisammensein nicht mit Geschichten belasten, die aus diesen Informationen hätten entstehen können. Sie wollten einander ganz frei begegnen und den Augenblick genießen.

Anike wohnte in einer Bungalowanlage, die zum Golfplatz gehörte, dem Santiburi Golf Hotel.

Es waren nur wenige Schritte durch einen wunderbar angelegten tropischen Park, dessen Blütenpracht betörende Düfte verströmte. Die Bungalows standen recht eng beieinander, waren aber mit Bäumen, Büschen und hohen Hecken so voneinander getrennt, dass man völlig ungestört war.

Anikes Urlaubsunterkunft war ein Winkelbungalow,

weiß mit grauem Dach. Er bestand aus einem geräumigen Wohn-Essraum, kleiner offener Küche und einem ebenfalls angenehm großzügigen Schlafbereich.

Die Zimmer öffneten sich mit gläsernen Schiebetüren zu einer Terrasse, die mit hellgrauen Platten belegt war. Dort standen ein runder Tisch aus braunem Tropenholz, dazu zwei leichte Stühle aus dem gleichen Holz mit gepolsterter Sitzfläche und gepolsterter Hochlehne.

Im hinteren Bereich der Terrasse befanden sich zwei Liegen mit weißen Auflagen unter einem riesigen Sonnenschirm. Die Terrasse begrenzte an zwei Seiten einen Swimmingpool. Zwischen Pool und Grundstücksgrenze wuchsen noch ziemlich junge Ylang-Ylang-Bäume, deren gelbe Blüten ihren schweren Duft verströmten und die, zu Öl verarbeitet, Basis vieler Parfüms sind.

»Setz dich, mein Lieber!« Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Stirn. »Ich hole uns etwas zu trinken.«

Sie verschwand im Bungalow und kam nach kurzer Zeit mit einem großen Flaschenkühler zurück, aus dem ganz offensichtlich eine Champagnerflasche unter einem weißen Tuch hervorlugte. Außerdem brachte sie zwei Windlichter. Die stellte sie auf ihren Tisch und an eine Ecke des Pools.

Sie zeigte auf die Champagnerflasche. »Die musst du öffnen. Ich hole Gläser.«

Meischt wartete mit dem Öffnen der Flasche bis Anike zurück war, dann öffnete er sie gekonnt mit einem sanften Plopp und goss den Champagner in die Gläser.

Bevor sie tranken, hielten sie sie gegen das flackernde Windlicht auf ihrem Tisch. Der Champagner war hellgelb mit einem ganz leichten Anklang an zartes Grün. Feinste Perlen stiegen spiralig vom Grund der Gläser nach oben.

Beide nahmen einen großen Schluck, dann küssten sie sich. Die Nacht war da. Pechschwarz und warm. Anike zog ihr T-Shirt über den Kopf, öffnete die silberne Schließe ihres Gürtels und ließ ihren Rock auf die Füße sinken.

Nur mit einem weißen Höschen bekleidet ging sie langsam zum Pool, stieg die Stufen hinab ins Wasser und tauchte unter. Als sie wieder hochkam, stand Meischt direkt hinter ihr. Sie spürte seinen Körper. Er umfasste sie und zog sie fest an sich. Nach ein paar Minuten löste er die Umarmung und legte sich sanft schwimmend auf den Rücken. Auch sie drehte sich auf den Rücken und glitt zwischen seine Beine.

Auf den leichten Wellen im Pool, die die beiden durch ihr saches Gleiten und ihre ganz langsamen Schwimmbewegungen hervorriefen, blitzten Lichtreflexe vom Kerzenschein der Windlichter.

Das flackernde Licht, der Duft der Ylang-Ylang-Bäume, das warme Wasser des Pools, ihre körperliche Nähe ließ Begierde heiß in ihnen aufsteigen.

Sie verließen den Pool, trockneten sich gegenseitig ab. Dann legte er die Hand auf ihre Schulter und zärtlich streichelnd wanderte sie von dort der Rückenlinie entlang über ihren Po.

Sie legten sich auf die Liege.

Anike spürte seine sanft streichelnde Hand auf ihrem Körper. Sie tastete nach ihrem Gesicht, bewegte sich fast flüchtig streichelnd darüber hin. Sie fühlte seine Lippen auf ihrem Mund und sie küssten sich lang, wild und intensiv. Langsam und sehr behutsam zog er ihr Höschen über ihre Knie und streifte es über ihre Füße.

Sie bebten beide am ganzen Körper.

Seine Hand berührte ganz zart ihre Brüste, dann

kreiste er mit seiner Zunge um die Spitzen. Mit seiner Wange strich er über ihren warmen Bauch, hauchte ihr einen Kuss auf den Nabel, ehe er zu ihr kam.

Sie lag zunächst ganz still, spürte ihn und erst ganz allmählich bewegte sie ihr Becken, bis sie genau im gleichen Rhythmus waren. Auf dem Höhepunkt spürte sie seinen Samen in sich, fühlte sich abgehoben, frei.

Als er leise keuchend an ihrer Brust lag, sie gemeinsam in den nachtblauen Himmel sahen, an dem sich erste Sterne zeigten, sagte sie ganz unvermittelt und leise: »Morgen reise ich ab.«

Meischt starrte sie entgeistert an. »Gibst du mir deine Karte?«

»Wir hatten uns geeinigt, nur unsere Vornamen, sonst nichts.« Sie spürte sein trauriges Schweigen, streichelte seine Wange. »Wenn das Schicksal einmal wieder unsere Wege sich kreuzen lässt, dann soll es so sein.«

Ein wenig kraftlos stand Meischt auf, kleidete sich an und ging mit müden Schritten davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Was Meischt, den seine Geschäfte gezwungen hatten, seine Identität zu ändern, allerdings nicht ahnte: Er würde auch bald auf eine lange Reise gehen!

2

Nachts, besonders an unwirtlichen Spätherbst- und Wintertagen, hat man hier nichts zu suchen. Hier auf dem Pfad direkt an der Abrisskante zu dem alten Steinbruch. Der Pfad ist schmal und glitschig. Die dünne, nasse Lehmschicht auf dem Kalksteinuntergrund kann

eisglatt sein. Die alten Buchen, die auf der Kammlinie des Teutoburger Waldes stehen, durfte der Bagger nicht anrühren, als man das Kalkgestein für die Zementindustrie hier noch brach.

Ihre Zweige hängen tief herab und schlagen einem jetzt hart und nass ins Gesicht. Willst du ihnen ausweichen, kann es blitzschnell geschehen, dass du hinschlägst. Auch wenn du dich zur Seite wirfst, um die Wucht des Sturzes abzufangen, es bleibt ein stechender Schmerz am Knie, an der Hüfte, am Ellenbogen. Und du kannst froh sein, wenn du dir jetzt noch nicht alle Knochen gebrochen hast.

Aber die Gefahr ist längst nicht vorüber. Leicht kannst du die wenigen Schritte auf die Bruchkante zurutschen und dann fliegst du gnadenlos hinab. In die Tiefe.

Wenn hingegen, in einer lauen Sommernacht, das Licht des vollen Mondes die kalkweiße steile Steinwand des verlassenen Bruchs ausleuchtet und sie die Wärme eines glutheißen Tages in die Nacht abgibt, ein lauer Wind die Wipfel der alten Buchen leise streichelt, der Duft von Gras und Blüten in der Luft hängt, dann ist das ein Ort zum Verlieben.

Wenn du sie in deine Arme nimmst, und ihr schaut in den nachtblauen Himmel, sucht ihn mit den Augen nach den ersten noch blassen Sternen ab und ihr seid ganz ruhig. Dann ziehst du sie fest an dich, spürst ihre Sanfttheit, wenn du mit den Fingerspitzen ihre Wange streichelst, ihre Haut riechst, wenn du deinen Kopf an ihren Hals legst. Sie drängt ihren Körper fest gegen deinen und zärtliche Begierde steigt in euch auf. Und euer Sein und euer Bewusstsein streben zueinander, dann soll dieses köstliche Nahsein niemals enden.

Jetzt aber war November und Nacht. Nieselregen hing in der Luft wie ein sehr fein gesponnenes Netz, das mehr zwischen Himmel und Erde schwebte, als dass es herunterzufallen schien. Es berührte sanft und leise die Fensterscheiben, verwandelte sich zu Tropfen, die kurze Laufspuren bildeten und sich danach in der Menge all der anderen Tropfen verloren oder, wenn ihnen eine längere Laufbahn möglich war, die Fensterscheibe in einer leicht kurvigen Zickzackbahn blank putzte. Die Adhäsionskräfte des Wassers hielten ihre Spur noch ein wenig wasserfrei, bis von oben wieder Tropfen nachkamen und das Spurenspiel von Neuem begann.

Auf den Teutoburger Wald hatte sich dicker Nebel gelegt, den man trotz der Dunkelheit durch das Licht der Straßenlaternen wabern sah. Das Thermometer zeigte 5,8 Grad Celsius. Die Menschen lagen in ihren Betten und schliefen.

Ein weißer Golf, mit zwei Männern besetzt, zog mit mäßiger Geschwindigkeit die Osnabrücker Straße hinauf. Seine Reifen machten auf dem nassen Asphalt ein zischendes Geräusch, wie wenn Wasser auf einer heißen Herdplatte verdampft. Der Wagen hatte die Passhöhe erreicht. Knapp hinter der Einmündung einer kleinen namenlosen Straße, die rechts ab zu einer aufgelassenen Mülldeponie führte, flammten die Bremslichter auf. Der Wagen kam zum Stillstand. Der Fahrer setzte rückwärts in die Einmündung der Straße, fuhr einige Meter vor und stoppte, um sorgfältig in den dichten Nebelschwaden nach Querverkehr zu forschen. War da etwas? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Der Nebel war einfach zu dick!

Rechts und links nichts als tiefgraue Dunkelheit, die, vom Wind verwirbelt, im Bereich der Scheinwerfer zu hellem Grau wechselte und dennoch für die Augen undurchdringlich blieb. Nach vorn im Licht der Scheinwerfer wurde eine Orientierung noch schwieriger, weil das Scheinwerferlicht von der Nebelwand zurückgeworfen wurde und den Fahrer blendete. Wirkliches Erkennen war unmöglich. Für einen Moment schien der Fahrer unentschlossen, gab dann aber plötzlich und heftig Gas. Der Wagen schoss nach vorn.

Nach kaum 100 Metern wurde er schon wieder abgebremst, rollte ohne Gas langsam den Berg hinunter. Der Fahrer starrte mit seinem Gesicht dicht vor der Scheibe in die blendende Dunkelheit, auch die Augen des Beifahrers suchten den Straßenrand ab.

»Hier«, rief der plötzlich, »hier ist es! Stopp! Jetzt scharf rechts ab! Aufpassen, da ist der Graben!«

Sie hatten die Zufahrt zu einer kleinen Bucht abseits der Straße gefunden. Ohne Ortskenntnisse hätte man sie leicht verfehlen können. Diese Männer waren zwar fremd in der Gegend, aber sie waren Profis. Nichts überließen sie dem Zufall, alles hatten sie ausgekundschaftet, alles war vorbereitet, auf alle Eventualitäten waren sie gefasst. Sie hatten diesen Ort gefunden, der für die Durchführung ihrer Arbeit ideal war, abseits gelegen und doch mit dem Wagen gut zu erreichen. Die wenigen Utensilien, die sie brauchten, um den Auftrag im Sinne ihrer Auftraggeber ausführen zu können, waren schnell an Ort und Stelle gebracht: ein altersschwacher kleiner Hocker, ein kräftiger Draht, ein Spaten. Und vor allem ein Handy mit einer sehr guten Kamera. Dass es hier Internet gab, hatten sie natürlich ausprobiert. Alle

anderen Werkzeuge trugen sie bei sich. Ein Scheitern konnten sie sich nicht leisten. Sie führten einen Auftrag für einen wichtigen Kunden aus. Dieser Kunde würde es an Folgeaufträgen wahrscheinlich nicht fehlen lassen.

Nach Ausführung der vereinbarten Dienstleistung würden sie einen erheblichen Zufluss an Geld auf ihren diversen ausländischen Betriebskonten verzeichnen können. Und dann würden sie Urlaub machen! Lang und exotisch.

Der weiße Golf war vorsichtig, aber zielsicher in die Bucht eingebogen. Hier stand das Gras kniehoch, schlug an die Stoßstange und den Kühlergrill, harte Sauergräser verursachten trockene Kratzgeräusche am Unterboden des Wagens.

In diese Bucht war schon lange niemand mehr mit einem Auto abgegeben. Der Wagen stoppte, rutschte auf dem schmierigen Untergrund, trotz der Schrittgeschwindigkeit, ein kleines Stück nach vorn. Jetzt stand er still. Sofort wurde das Licht gelöscht.

Die Türen öffneten sich, die zwei Männer stiegen aus und legten Stirnlampen an, die ihr zitterndes Licht gegen den Nebel warfen, von wo es strahlenförmig in alle Richtungen zurückgeworfen wurde. Die Wagentüren wurden geschlossen. Sie gingen nach hinten und öffneten den Kofferraum. Fernbedient sprang das Schloss mit einem metallenen Klack auf, eine Feder wurde entriegelt, die Kofferraumklappe schwang langsam nach oben.

Im unruhigen Licht ihrer Stirnlampen sah man einen Mann wie ein schwarzes Paket Mensch embryohaft gekrümmt in dem Kofferraum liegen. Er war geknebelt und über dem Knebel war sein Mund mit einem breiten Klebeband verschlossen, seine Hände waren ebenso mit

Kabelbindern gefesselt wie seine Beine, seine Augen waren mit einem schwarzen Tuch verbunden. Das menschliche Paket hatte in dem engen Kofferraum kaum Platz, sich zu bewegen. Jetzt schien es von der veränderten Situation etwas mitbekommen zu haben und versuchte mühsam, sich nach links zu drehen, dem kühlen Luftzug entgegen, den es auf seiner Stirn spürte.

Einer der Männer packte seine Beine, der andere fasste unter seine Achseln. Sie drehten den wehrlosen Körper auf seine linke Seite, fassten in seinen Rücken und in den Gürtel seiner Hose und rollten ihn über die niedrige Bordwand des Kofferraums. Aus etwa fünfzig Zentimetern Höhe ließen sie den Gefangenen auf die Erde fallen. Seine Schmerzensschreie erstickten in dem Knebel und drangen nur ganz schwach an die Ohren seiner Peiniger. Vorsichtig wurde die Kofferraumklappe nach unten gezogen, an das Schloss gelehnt und dann zugeedrückt. Nur keinen unnötigen Lärm machen!

Die Männer stellten ihr Opfer auf die Beine, mussten es zunächst aber links und rechts noch stützen. Der Gefangene stand nun schwankend und völlig orientierungslos auf eigenen Füßen. Geknebelt und mit verbundenen Augen war er ohne Sprache und ohne Augenlicht, deshalb schaltete sein Gehirn auf Hören und Riechen um. So versuchte es Signale aus seiner Umgebung zu entschlüsseln.

Er roch Scheiße, die von einem Exkrementehaufen herrührte, den jemand hier vermutlich in aller Eile hinterlassen hatte, und dessen Geruch nur er wahrnahm. Er roch seine eigene Angst, die den Schweißperlen entströmte, die ihm in schmalen Bahnen über Gesicht und Nacken rannen und die dem Sekret seiner Un-

terarmdrüsen entwich. Fast schien es so, als habe sein Unterbewusstsein bereits eine Ahnung von dem, was ihm gleich bevorstehen würde.

Die beiden Männer, die ihn jetzt unter den Armen gefasst hatten und ihn eher mit sich schleiften, als dass er aus eigener Kraft gehen konnte, sprachen kein einziges Wort, nur ihre Stirnlampen leuchteten die gespenstige Szene aus, die durch den Nebel, der sich dem Schein der Lampen entgegenwarf, fast wirkte wie eine Szene aus einem Fantasyfilm in Schwarz-Weiß.

Die Gruppe bewegte sich einen schmalen Pfad entlang. Regen hatte eingesetzt und böiger Wind. Er trieb den Männern die Regentropfen fast waagrecht ins Gesicht. Manchmal hob einer der Männer den Kopf ein wenig und seine Stirnlampe leuchtete einige Meter nach vorn die Umgebung aus. Im Licht der Lampe trieben die Regentropfen den Männern wie Schnüre silberner Perlen in die Gesichter. Im Gegensatz zu dem Gefesselten, der keinerlei Orientierung hatte, waren die Männer über die Örtlichkeit, in der sie sich sicher bewegten, bestens informiert.

Nun kam die Gruppe unter einer gewaltigen alten Buche zu stehen, vor der ein kleiner Hocker stand. Der Nebel hatte hier im Wald seine Dichte fast vollständig verloren, zog nur noch in dünnen Fahnen durch die Kronen der Bäume.

»Unser Auftraggeber«, begann einer der Männer das Wort an den Entführten zu richten, »ist ein Mann mit Stil und Geschichtsbewusstsein.« Er hatte seiner Stimme einen feierlich-pastoralen Klang gegeben. »Er bezahlt uns gut und wir sind es ihm schuldig, für dich, Rechtsanwalt Walter Lerchenberg, eine Richtstätte auszusuchen, die

ebenfalls Stil hat und beweist, dass auch wir über ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein verfügen. Hier hat das Hängen, das dir gleich widerfahren wird, Tradition. Wir haben uns erkundigt. An diesem Ort stand schon immer der Galgen dieser Gegend. Das war natürlich vor der Zementindustrie. Dieser Wald war noch unberührt. Der Galgen war somit nicht auf der Sohle des alten Steinbruchs, sondern fast 50 Meter höher. Das nur zu deiner Information.

Wir wissen nicht, was du unserem Auftraggeber angetan hast, aber es war immerhin so viel, dass er für deine Tötung und die Tötung deines Geschäftsfreundes, dieses gewissen Doktor Meinhard Lauzys, eine schöne Summe bereitgestellt hat. Der Lauzys ist zwar auf der Flucht, aber wir werden ihn kriegen. Verlass dich drauf, wir sind Profis und wir sind weltweit vernetzt.

Außerdem war unser Auftraggeber, warum auch immer, wirklich nicht gut auf dich zu sprechen und beauftragte uns, dich ein wenig langsamer sterben zu lassen, damit du noch Zeit hast, über deine Verfehlungen nachzudenken. Das, was wir gleich tun müssen, tun wir also nicht aus eigenem Antrieb, wir sind keine Unmenschen. Du musst das verstehen, wir sind Dienstleister, wir müssen unsere Kunden zufriedenstellen, die Konkurrenz ist groß und wir leben davon, dass wir neue Aufträge bekommen. Wir müssen deshalb den Auftrag so erfüllen, wie es gewünscht wird. Du verstehst, es ist das Geschäft, das brutal ist, nicht wir. Willst du noch was sagen?«

Er legte eine Hand hinter sein Ohr, um anzudeuten, dass er auf Worte des Opfers gespannt sei. Aber aus des-

sen geknebelten Mund war nur unartikuliertes Stöhnen zu hören.

Der andere Mann suchte im zitternden Licht seiner Stirnlampe den Stamm der Buche ab, fand das Gesuchte, einen kräftigen Draht, der teilnahmslos und völlig unaufgeregt von einem starken Ast vor dem Stamm des Baumes herunterhing und sich ganz leicht bewegte. An seinem unteren Ende befand sich eine Schlinge. Sie fassten den Gefangenen und stellten ihn auf den Hocker.

3

Vor 70 Millionen Jahren begann, was zuerst Osning, dann Teutoburger Wald genannt wurde, der Gebirgszug faltet sich auf, überschlägt sich zuweilen sogar. Es entsteht in Jahrmillionen ein Höhenzug aus Sandstein und einer aus Kalk. Lange bevor die Menschen vor mehr als 100 Jahren begonnen hatten, das Kalkgestein industriell abzubauen, brannte man den Kalk, der in Jahrmillionen aus einem Urmeer gewachsen war, in einfachen Brennöfen.

Mit Beginn der Industrialisierung, ging es dem Berg an den Kragen, riesige Wunden wurden ihm geschlagen, die Steinbrüche, hier in Westfalen kurz auch Brüche genannt. Mit Mühe wurde verhindert, dass der gesamte Kalkrücken Opfer von Dynamit und Baggern geworden wäre.

Dem Kalksteinbruch war Brutalität ebenso wenig neu wie den Menschen, die in ihm arbeiteten, denn brutal hart war der Arbeitsalltag. Nirgendwo aufgezeichnet findet sich eine Liste von Toten und Verletzten, die die

Arbeit im Bruch gefordert hatte. Namenlos werden sie ewig bleiben. Wer sich am Fuße der weißen Steilwand aber ein wenig Zeit nimmt, kann sich die kalkdreckverschmierten mageren Männer mit den großen Steinforken in ihren Händen gut vorstellen.

Sie hätten weder Zeit noch Energie gehabt, sich darüber Gedanken zu machen, was eines Tages aus ihrem Arbeitsrevier werden würde, ein einmaliger Biotop, Lebensraum für einzigartige Pflanzen und Tiere, mit Sauergräsern, wilden Orchideen, Feuersalamandern, Libellen. In ihren Gedanken gab es keine Zeit für solche Idylle, keinen Platz für außergewöhnliche Pflanzen und seltenes Getier. Hätte es damals schon Demos gegen den Klimawandel gegeben, sie hätten nicht hingehen können, dazu hätte ihre Kraft nicht gereicht. Leider. Das ist etwas für Wohlstandsbürger, die ihr Geld nicht mit Knochenarbeit verdienen müssen, wenn sie ihren Reichtum nicht sogar geerbt hatten.

Sie, die Steinbrucharbeiter, mussten harte Knochenarbeit leisten in so einem Steinbruch, der zur sich entwickelnden Zementindustrie hier im nördlichen Westfalen, im Tecklenburger Land, gehörte. Wenn mit dumpfem Knall ein großes Stück Kalkgestein mit Dynamit aus der Wand gebrochen wurde, sich wie in Zeitlupe ein Riss zwischen dem stehenden Gestein und dem abgesprengten bildete und die abgelöste Steinmasse sich allmählich wie in Zeitlupe von der Wand löste, ihre ursprüngliche Struktur verlor, nach unten in sich zusammenfiel, eine riesige Staubwolke gebar und etliche Steinbrocken weit in den Bruch hineinschleuderte, sodass einige Steine bis vor die Füße der Männer in ihrer Deckung rollten, wenn sie Glück hatten und ihnen solche Brocken nicht den

Schädel spalteten, den Brustkorb zerquetschten. Dann lag tonnenweise Material bereit, um weggeschafft zu werden. In reiner Handarbeit, mit großen Steinforken, beluden die Männer die Loren der Feldbahn, nicht selten zehn Stunden am Tag. Auch samstags.

Die Männer mit ihren kinderreichen Familien waren zumeist Selbstversorger auf kleinen Anwesen mit einer Ziege, einem Schwein und Hühnern. Noch vor Schichtbeginn um 6 Uhr war das Vieh zu versorgen. Dann zu Fuß in den Bruch, nicht selten ein Fußmarsch von über einer Stunde, warme Milchsuppe mit Gnabbeln, altbackenem Brot, als Frühstück im Magen. Gegen 11 Uhr wurde die Aluminiumflasche mit ihren kantigen Ecken hervorgeholt, der Bügelverschluss entsperrt und ein oder zwei große Schlucke getrunken. Frühstückskorn. Manchmal war die Flasche abends leer, Verdrängungsdroge!

Nach einer 10-Stunden-Schicht wartete zu Hause ein Acker, eine Weide, eine Wiese, um bearbeitet zu werden, damit Mensch und Vieh den Winter überstehen konnten. Mit Einbruch der Dunkelheit fiel man todmüde am frühen Abend ins Bett. Schliefe sofort. Tief und fest. Mit 50 waren die Männer fertig, wenn sie nicht schon früher Opfer eines Unglücks geworden waren, bei Sprengungen, durch herabstürzende Steinbrocken, durch umkippende Loren, die eisernen Kippwagen auf Schienen, von einer kleinen Feldbahn gezogen. Sie transportierten das Kalkgestein zu den Brennöfen, um Zement zu brennen, ein Produkt, das am Übergang von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft immer stärker nachgefragt wurde.

Das ist ein kleines Schlaglicht auf das, was manche die ›gute alte Zeit‹ nennen, in der die Entzündung eines Zahnes mangels geeigneter Medikamente zum Tode

führen konnte. Vor allem, wenn man arm war. Und Armut war in diesem Landstrich ein Massenphänomen über Jahrhunderte. Der Boden war karg, er gab nicht viel her. Zu Tausenden verließen Menschen aus Not – daran hat sich bis heute nichts geändert – ihre Heimat, um in Nord- und Südamerika, in Russland ihr Glück zu suchen. Was hatten sie zu verlieren? Nichts. Wenn man nichts hat, kann man nichts verlieren. Nur das Leben. Und das Leben so eines armen Teufels war nicht viel wert.

Aus manchem Dorf in dieser Gegend, auf kargen Böden gegründet, verließ im 19. Jahrhundert fast die Hälfte der Bevölkerung ihre Heimat. Viele hatten zu dieser Zeit in Erdbehäusungen, in den Heidesand gegrabene Unterstände, bedeckt mit einem Tonnengewölbe aus Grassoden, gelebt, gehaust. Und heute? Ist die Armut auf der Welt geringer geworden? Hier bei uns, in unserer Wohlstandsheimat, ja. Aber ...?

Und auch bei uns fühlen sich viele Menschen vom Wohlfahrtszug abgehängt, schreitet die Spaltung der Gesellschaft voran, wird die Angst vor Fressfeinden größer.

Damals war es leicht, Unglück, Hungersnot, Krankheit, Krieg und Tod vorherzusagen. Früher oder später traf das, was das Zweite Gesicht einem vorgaukelte, ein. Überhaupt das Zweite Gesicht, ein westfälisches Phänomen, das Spökenkieken, wie es hier genannt wird, das Spuksehen, wie es nur andeutungsweise ins Hochdeutsche übertragen werden kann. Worin hatte es seine Ursache? Warum gerade hier?

Die Spökenkieker, die Blassen im Heideland, mit ihrem zarten Körperbau, ihrer fahlweißen Haut, ihren hellblonden Haaren und den wasserblauen Augen, sie, gequält von diesem harten Dasein, Außenseiter, verehrt

und gefürchtet, werden zu Grüblern und sehen Spöken voraus. Was ›für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht‹ (A. v. Droste-Hülshoff) nicht schwerfiel, denn was sie an Furchtbarem sahen, was ihr Denken beherrschte, traf mit hoher Wahrscheinlichkeit schon bald ein.

Was ließ sie also zu Sehern werden? Die schwere Kost, die Alpträume machen kann? Das harte Leben, das schwarze Träume schafft? Das Schwanken zwischen Dreifaltigkeit, Himmel und Hölle wovon der Priester immer predigte? Die Märchen, Sagen und Geistergeschichten, die ihre Kindheit begleiteten? Der billige Schnaps, der allmählich das Gehirn zerfraß? Dazu die novembertrübe Melancholie, die wochenlang über ihrer Heimat hängen konnte? War es am Ende eine Mischung aus allem?

Diese ›gute alte Zeit‹, bei uns ist sie vorbei, nachtrauern müssen wir ihr nicht. Für die meisten Menschen ist die Gegenwart die beste Zeit, die die Geschichte je für so viele Menschen in unserem Land bereithielt. Aber nicht für alle.

4

Der Lebensweg des Rechtsanwalts Walter Lerchenberg hatte einen durchaus angenehmen Verlauf genommen. Er stand einer überaus gut gehenden Kanzlei vor, wohnte in einer sehr schönen alten Villa, beschäftigte sich in seiner Freizeit mit Oldtimern und Golf. Vor etwa vier Jahren gab der Rechtsanwalt Walter Lerchenberg seinen bisherigen Lebensweg scheinbar urplötzlich auf und gab seinem Leben eine brutal andere Richtung.